

Der Rorschacher Trichter

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Rorschacher Trichter

119

WERNER WOLLENBERGER

Die Cabareportage:

Wo die Stadt erwacht...

Als ich siebzehn Jahre alt war, gehörte meine ganze Bewunderung der Chemie und ich beschloß, sofort nach der Matura ihrem intensiven Studium obzuliegen.

Leider erklärte mir dann ein freundlicher Lehrer, daß man zu diesem Zwecke gewisse Kenntnisse der Mathematik besitzen müsse. Erstens mache es sich besser und zweitens sei es nahezu unerlässlich.

Worauf ich das Studium der Chemie aufgab, bevor ich es begonnen hatte.

Nachdem ich dann mit mittelmäßigem Erfolg das absolviert hatte, was man die Reifeprüfung nennt, bezog ich die Universität.

Zwecks Studiums der Rechts-Wissenschaften.

Unglückseligerweise lief mir a) im ersten Semester und b) in der Halle des ehrwürdigen Gebäudes eine andere Fakultät über den Weg. Sie war blond, grünäugig, trug einen malerischen Namen östlicher Provenienz sowie ein Kollegeheft unter dem Arm. In dem Heft waren spärliche Notizen einer Vorlesung über Heinrich Heine enthalten. Sie faszinierten mich. Beide.

Worauf ich das Studium der Rechtswissenschaften aufgab und mich jener der Literatur zuwandte. Eifrig.

Sieben Semester lang. Respektive: sieben lange Semester lang...

Beziehungsweise: sieben zu lange Semester zu lang! Denn als mir langsam aufging, daß die Literaturwissenschaft lediglich darin besteht, aus einer Wissenschaft, die keine ist und keine sein kann, eine zu machen, gab ich sie auf.

Nebenbei bemerkt: es war in jener Woche, in der sich die Fremdartige verlobte.

Aber das war wirklich nicht der tiefere Grund.

Sondern die Ursache war diese blitzartige Erkenntnis: wenn du schon keine exakte Wissenschaft betreibst, dann kannst du dir eigentlich auch

eine andere aussuchen. Zum Beispiel eine selbstgewählte.

Möglichkeiten gab es viele: Studium aller Männer mit braunen Filzhüten - Studium aller Blondinen mit Brustumfang 92 und januargrauen Augen - Studium von angehenden Oberkellnern und deren Verhalten bei mittleren Erdbeben.

Nun, und so fort... Endlich beschloß ich, eine langgehegte Vorliebe wissenschaftlich auszunutzen und zu untermauern. So verfiel ich auf das Studium der Städte.

Natürlich nicht ihrer architektonischen Gesichtspunkte. Häuser lassen mich kalt wie die Schnauze eines Lawinenhundes.

Natürlich auch nicht auf das Studium ihrer städtebaulichen Schönheiten. Dafür bin ich blind wie ein Maulwurf um zwölf Uhr mittags. Und auch nicht der ästhetischen Regeln, nach denen sie einmal errichtet wurden. Davon verstehe ich so wenig wie Herr Mikojan von den Pflichten eines Gastes.

Also sehr wenig. Was ich studiere, ist das Leben der Menschen in der Stadt.

Jener seltsamen Rasse, die den hehren Höhen einsamer Berge, dem lä-

38

Mag es draussen noch so schneien,

bissig kalt und stürmisch sein:

herrlich - drinnen und zu zweien -

mundet er mit Brot und Wein.



Tilsiter

Drum gehört Tilsiter uf e Tisch! Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.

chelnden Charme blauer Seen und der Stille ewiger Wälder die ungesunde, gehetzte, ermüdende, umbringende Existenz in den Schluchten verqualmter Häuser-Reihen, im Dickicht des Verkehrs und im Dschungel der Rücksichtslosigkeit vorzieht.

Jenem unerklärlich verqueren Geschlecht, dem ich auch angehöre und immer angehören werde, weil ich sonst krank würde, umkäme oder sonstwie einginge.

Natürlich ist das Studium der Städte ein langwieriges. Aussichten auf eine erfolgreiche Abschlußprüfung bestehen keine. Und zwar nicht einmal so sehr, weil es keine Fakultät gibt, an der Stadt-Kunde gelehrt und anschließend geehrt wird, sondern ganz einfach deshalb, weil die Stadt länger ist als das Leben in ihr.

Zum Beispiel habe ich bis jetzt noch nicht herausgefunden, wo die Stadt eigentlich erwacht.

Obwohl ich dem ersten Leben, das sich in ihr regt, schon tausendmal nachgegangen bin.

Zu Fuß. Im eigenen Wagen. Im ersten Tram.

Und dabei weiß ich die Zeit, in der es sich regt, ziemlich genau.

Oh nein, das ist nicht gegen drei oder drei Uhr dreißig. Auch nicht kurz vor drei oder wenig nach zehn vor.

Es ist überhaupt zu keiner bestimmten Zeit.

Es ist dann, wenn das letzte Leben der Nacht müde wird.

Wenn zwei späte Polizisten sehr müde ihren Posten zustreben und der eine stehenbleibt und im frühen Schimmer eines noch sehr fernen Tages auf irgendetwas in irgendeinem Schaufenster zeigt.

Wenn über ihren Volants die Taxichauffeure einnicken und der Sport- oder das Heft mit der erschütternden Geschichte (Ich lasse Dich nicht allein, Luise!) schon ein Weichen neben der Kupplung liegt.

Wenn ein paar dieser Männer plötzlich ihre Augen, die rot sind von Müdigkeit, aufschlagen, weil die Türe gegangen ist und eine letzte schäbige Königin der wohlfeilen Nacht in ihr mühsam möbliertes Zimmer gefahren werden will.

Wenn das letzte Lallen eines letzten Betrunkenen verhallt ist oder sein - aus irgendeinem Grunde schadenfrohes - Kichern oder sein wüster Fluch gegen die bösen Menschen und den lieben Gott oder beides...

Wenn an den fernen Rändern der Stadt noch kein Licht ist, aber schon die Ahnung jenes Lichtschimmers, in den nun bald die Türme ihr Ornament sticken werden.

Doch, ich kenne die Zeit ziemlich genau.

Aber den Ort weiß ich nicht.

In München habe ich darnach gesucht und in Paris und in Basel und in Hamburg und in Genua und in Rjeka und in Rom und in Salzburg. Jetzt suche ich in Zürich.

Manchmal denke ich, es könnte draußen im Seefeld sein. Da geht

jeden Morgen eine ältere Frau durch die Straßen und daß sie von keinem späten, aber immer noch liebeskranken Automobilisten behelligt wird, verdankt sie weder ihrem Alter, noch dem Hund, der hinter ihr herzottelt, sondern einer riesigen Einkaufstasche, die zwar auch professionell wirkt, aber anders.

Vielleicht ist sie gar nicht die Erste. Vielleicht steht der Clochard, der im Tramhäuschen am Bellevue wohnt, vor ihr auf.

Manchmal tut er es.

Sehr langsam zuerst, sich reckend, die Kälte aus den Knochen schüttelnd, wie mir scheint. Dann rascher, mit einem entschlossenen, wenn auch leicht schmerzlichen Ruck.

Schließlich zieht er den hochgestellten Kragen eines Kleidungsstückes, das einem Mantel, in dessen Familie einmal eine Pelzjacke gepfuscht hat, gleicht, enger und schlurft, hütelnd, augenreibend und manchmal nieselnd davon. Von Zeit zu Zeit bückt er sich und hebt einen Zigarettenstummel auf, was mich stört, und zwar nicht, weil es mein hygienisches Empfinden verletzt, sondern weil ich aus rein literarischen Gründen wünschte, er täte etwas, das ihn nicht so sehr zum Clochard wie er im Bilderbuche steht, machte... Vielleicht ist das erste Leben aber unten in der Langstraße wach.

Dort wo sie sich mit der Lagerstraße kreuzt, ist sie immer ein bißchen dunsterfüllt, und aus dem Dunst schält sich plötzlich das trübe, gelbsüchtige Licht eines Velos, das einen Kondukteur der SBB oder einen Lokomotivführer oder sonst etwas trägt. Manchmal schwankt daneben noch eine zweite Totenlaterne und dann dringen auch Fetzen eines Gespräches durch den Dunst. Doch keiner dieser Unterhaltungen war bis jetzt zu entnehmen, was mich so sehr interessiert und keiner wird es wohl je zu entnehmen sein, denn niemand weiß, wer der Erste des Morgens in der Stadt ist...

Vielleicht ist es die Zeitungsfrau, die mit ihrem quietschenden Kinderwagen zur NZZ eilt, begierig, ihren Karren mit Unglücksfällen, Verbrechen, Anpreisungen von Ausverkäufen, Todesanzeigen, Unruhen im Libanon, Hinrichtungen auf Kuba und Drohungen gegen Westdeutschland zu beladen - Asphalt-Kassandra, die zum Glück ihre eigenen Botschaften nicht kennt.

Vielleicht ist es der Student, der manchmal als Silhouette in einem Dachfenster erscheint.



Vielleicht der Säugling, der immer irgendwo quietscht.
 Vielleicht die Amsel, die in den Kastanien schluchzt.
 Vielleicht die Ente, die verschlafen schnattert.
 Vielleicht der Schwan, der plötzlich mit langen Schlägen über die Limmat jagt.
 Vielleicht ...

Ich weiß es nicht und ich werde es wohl nie wissen, denn ich kenne nur die Zeit, in der ich es erfahren könnte und die so kurz bemessen ist, daß ich niemals jeden Ort, an dem es sein könnte, feststellen kann. Sehr kurz ist sie.

Denn bald schleift schon das erste Tram, dessen Anhänger noch blind ist, um die Kurven.

Bald lärmt ein Milchmann zu immer erhöhtem Preis.

Bald wird der Taximann abgelöst. Bald steht die Stadt im Morgenlicht, das es nicht gut meint mit den Menschen, die sich ihm aussetzen haben: mit den Serviertöchtern, Sekretärinnen, Studenten, Professoren, Buchhaltern, Steuerberatern, Steuernehmern, Steuerhinterziehern.

Kurz: mit den meisten.

Bald ist es Tag mit Arbeit, Lachen, Pausen-Apfel, Konkurs, Gewinn, Rendez-vous, Parkbuße, Stoßverkehr, Arztvisite, Nachmittagschlaf und Betreibung.

Sowie dem Schlaf des Menschen, der ganz vergeblich die Städte studiert und nur weiß, wann sie erwachen und niemals, wo ...



« ... die Leute haben im allgemeinen ein gutes Gedächtnis und starken Verbrauch an Obst, Eiern und Gemüse! »

Wolli's Wochen-Wettbewerb

«In Wollis Wochen-Wettbewerbs-Bericht steht manchmal: ersten Preis gibt's nicht!»

Der Vers ist nicht von mir. Sondern von einem freundlichen, wenn auch leicht enttäuschten Leser. Aber er stimmt trotzdem.

Zum Beispiel heute.

Die Aufgabe bestand nämlich darin, ein neues, schweizerisches Sprichwort zu erfinden. Dieser Aufforderung kamen die Trichter-Leser in geradezu rauhester Menge nach. Und nicht nur in rauhester, sondern auch in erfreulichster. Keiner der bisherigen Wettbewerbe hat uns die Qual der Auswahl so schwer gemacht, wie gerade dieser. Und aus diesem Grunde habe ich mich ganz einfach entschlossen, mich nicht zu entschließen, sondern die Gesamt-Preissumme erheblich zu erhöhen und ein gutes Dutzend neuer Sprichwörter mit einem neuen Fünfliber zu prämiieren.

Sowie eine noch größere Reihe von Lösungen mit Trostpreisen zu bedenken. Also mit Büchern aus dem Nebelspalter-Verlag.

Diese trostpreiswerten Lösungen drucke ich im Laufe der folgenden Nummern ab. Für heute beschränke ich mich auf eine mehr oder minder kommentarfreie Zitierung der witzigsten Einsendungen. Sie haben – wie gesagt – einen Fünfliber zugute. Oder – falls der Einsender das will – ein Bö-Buch, von Bö signiert.

Damit zu den Zitaten!

«Erst die Arbeit, dann die Ueberstunden!»

Rita Wyss, Zürich

«Guet gjammeret isch halbers buuret!»

Paul Hess, Lichtensteig

«Es sind nicht alles Wohnungen, was gebaut wird!»

Max Spühler, Mettmenstetten

«Ein Schweizer schimpft selten allein!»

A. Eidenbenz, Zumikon

«Jedem das Seine – und mir e chly meh!»

N. Zahmardo, Zürich

«Me mues es Programm i de Bruscht, nüü i de Bruschttsäcke träge!»

Josef Rusch, Küsnacht

«Der Kantönligeist weht wo er will!»

S. Kätzler, Zürich

«Ein Schweizer sagt Glück und meint Geld!»

H. Greuter, Kilchberg

«Lustig ist lästig!»

Mariette Meier, Zürich

«En Vetter im Amt – bringt Süde und Samt!»

Bruno Knobel, Winterthur

«Die ruhmreichsten Diensterlebnisse werden nicht von den tapfersten Soldaten erzählt!»

Bruno Knobel, Winterthur

«Zwei Franken bleibt ein Franken!»

Paul Pfründer, Zürich

Also, wenn Sie mich fragen: den letzten Satz finde ich besonders schön. Die anderen aber auch.

Und weil ich nun mit einer schweizerischen Knacknuß so gute Erfahrungen gemacht habe, besteht die nächste

Aufgabe

wieder in einem typisch helvetischen Rätsel.

Erfinden Sie bitte ohne Hemmungen und ohne zu zögern einen neuen schweizerischen Gruß.

Das ist alles.

Zu sagen wäre nur: bestehende Grüße dürfen – abgewandelt oder in neuen Zusammenhang gebracht – durchaus verwendet werden.

Die Preise je nachdem: entweder einen ersten zu 20 Franken (respektive: Jahresabonnement auf den Nebelspalter), einen zweiten zu 10 Franken (respektive Halbjahres-Abonnement), und 5 Franken (respektive ein Bö-Buch von Bö signiert) oder viele Preise à 5 Franken wie heute.

Was Sie sonst zu tun haben: Postkarte nehmen, Trichtermännchen in der unteren Ecke dieser Seite aufkleben, das Ganze schicken an «Wollis Wochen-Wettbewerb, Nebelspalter, Rorschach», und zwar bis Freitagmorgen, den 6. Februar.

Zum Schluß ein kleiner Trost für Auslandschweizer: in der nächsten Nummer erscheint ein Wettbewerb, der ganz allein ihnen reserviert ist. Der Einsende-Termin ist reichlich bemessen (sogar für «Afrikaner» und «Südamerikaner», bzw. «Australier») und Lösungen werden nur von Schweizern, die nachgewiesenermaßen im Auslande wohnen, akzeptiert. Das geht ganz einfach, indem wir den Gewinnern ihre Preise durch das nächste Schweizer Konsulat zukommen lassen, Oder durch eine ähnliche Auslandsvertretung.

Wofür haben wir schließlich so viele? Hm?

